© V&R unipress GmbH, Göttingen

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Jan Cölln / Annegret Middeke (Hg.)

Dioskuren, Konkurrenten und Zitierende

Paarkonstellationen in Sprache, Kultur und Literatur

Festschrift für Helmut Göbel und Ludger Grenzmann zum 75. Geburtstag

V&R unipress

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0300-4
ISBN 978-3-8470-0300-7 (E-Book)

© 2014, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.
Titelbild: © Teresa Grenzmann
Druck und Bindung: CPI buchbuecher.de GmbH, Birkach

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Inhalt

Tabula Gratulatoria 7

Jan Cölln / Annegret Middeke
Helmut Göbel und Ludger Grenzmann. Zu Paarkonstellationen 9

Dieter Cherubim
»Zwei ritten zusammen«. Beobachtungen zur Sprache bei Paarbildung . 19

Werner Alberts
Die himmlischen Zwillinge. Zu den Dioskuren auf Denaren der römischen Republik 33

Volker Hunecke
Republikaner und Monarchen zu Pferd. Denkmalkulturen in Paris und Berlin 55

Dieter Steland
Das Paar auf dem Eis. Zur epischen Integration eines Motivs in Goethes Novelle »Der Mann von fünfzig Jahren« und in Theodor Fontanes Roman »Unwiederbringlich« 85

Dominik Müller
Gleiche Brüder als Parteigegner – Individualität, Vererbung und Politik. Zu Marie von Ebener-Eschenbachs »Die Freiherrn von Gemperlein« und Gottfried Kellers »Martin Salander« 115

Hannes Fricke
Notwendig-unlösbare Personenkonstellationen: Batman und Joker, Mythologisierung, Alternativlosigkeit und politische Brisanz 133

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Fidel Rädle
Turbata Tranquillitas. Verwirrte Freundschaft im Mutiankreis 161

Reinhard Klockow
Philipp von Zesen: Der Autor und seine Autoren. Zur Frage von Zitat, Übernahme und Plagiat im 17. Jahrhundert 191

Hans Graubner
Freundschaft als Konkurrenz im Sturm und Drang. Herder – Hamann, Goethe – Herder 215

Jürgen Viering
Johann Salomo Semlers Auseinandersetzung mit Johann Caspar Lavater über Wunderglauben (1775/76 und 1786/87) 245

Britta Hannemann
Sophie Mereau und Clemens Brentano: »Spanische Novellen« – eine kunstvolle und subtile Gemeinschaftsarbeit 265

Hermann Krapoth
Die Sprache des Exils. Jorge Semprún und Georges-Arthur Goldschmidt in Frankreich 289

Irmela von der Lühe
»Sinnwandel«. Christa Wolf im Dialog mit Thomas Mann 315

Manfred Karnick
Parallelstrukturen und Sinnkontraste: »Dinggedichte« von Günter Eich, Richard Weiner und Hans Magnus Enzensberger 331

Julia K. Schlichting
Zweifel und Selbstbehauptung eines ungleichen Paares. Das erinnernde und das erinnerte Ich in »Beim Häuten der Zwiebel« von Günter Grass . 339

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Tabula Gratulatoria

Werner Alberts
Fernanda Mota Alves
Hans-Georg von Arburg
Hendrik und Siegrun Barbara Birus
Hartmut Bleumer
Gisela Bock
Horst Dieter Cherubim
Jan Cölln
Gesa Dane
Anke Johanna Detken
Klaus Düwel
Wolfgang und Gunhild Dinkelacker
Caroline Emmelius
Gesa von Essen
Simone Winko-Jannidis und Fotis Jannidis
Marga Freckmann
Werner Frick
Hannes Fricke
Hans und Waldtraud Graubner
Britta Hannemann
Burkhard Hasebrink
Volker Hunecke
Matthias Jung
Manfred und Susanne Karnick
Reinhard Klockow
Helga Heidecker und Hermann Krapoth
Annabell Kreitz
Edith Anna Kunz
Fabian Lampart
Gerhard und Esther Lauer
Irmela von der Lühe
Annegret Middeke
Dominik Müller
Renate Namvar
August Ohage
Fidel Rädle
Stefan Schierholz
Julia Schlichting
Lano Schlichting und Familie
Almut Schneider
Albrecht und Dagmar Schöne
Hans-Jürgen Schrader
Volker Sinemus
Karl † und Almut Stackmann
Dieter und Anne C. Steland
Stefanie Stockhorst
Claudia Stockinger-Martus und Steffen Martus
Jan Strümpel
Jürgen und Waltraud Viering
Insa Wilke
Zihui Wu

© V&R unipress GmbH, Göttingen

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Jan Cölln / Annegret Middeke

Helmut Göbel und Ludger Grenzmann. Zu Paarkonstellationen

Die Gründungsväter der Germanistik Jacob und Wilhelm Grimm sind nicht nur Brüder, sie sind auch Gebrüder und als ein solches Gebrüderpaar gewissermaßen ein Drittes, das sich aus diesen beiden Brüdern zusammensetzt, ohne den Jüngsten, den Maler Ludwig Emil Grimm, mitzubezeichnen. Auch wenn die Titelblätter der gemeinsamen Veröffentlichungen in der Regel den Begriff »Brüder« tragen und das »Deutsche Wörterbuch« auf den Titelblättern »Jacob Grimm und Wilhelm Grimm« nennt, verzeichnet die erste Lieferung des vierten, nicht mehr von den beiden verantworteten Bands zur Wortstrecke »Forschel–Gefolgsmann« (1878), unter dem Stichwort »gebrüder« wie selbstverständlich »gebrüder Grimm«. Aus der Nibelungenlied-Ausgabe von der Hagens (1820) wird dort sogar der Gebrauch des Neutrums für »gebrüder Grimm« belegt.[1]

Jacob Grimm, der auch der treibende Motor des »Deutschen Wörterbuchs« ist, richtet seine Erkenntnisinteressen vor allem auf die Sprachforschung, wie noch heute die zunächst in vier Bänden erschienene eindrucksvolle »Deutsche Grammatik« (1819 – 1837) bezeugt, und auf die Erforschung rechts- und religionsgeschichtlicher Textdokumente (»Deutsche Rechtsalterthümer« [1828], sieben Bände »Weisthümer« [1840 – 1872], »Deutsche Mythologie« [1835]). Wilhelm Grimm war vor allem als Literatur- und Kulturhistoriker Autor zahlloser Beiträge in den im 19. Jahrhundert ins Leben gerufenen germanistischen Zeitschriften und als Verfasser der ersten maßgeblichen Monographie zur »Deutschen Heldensage« (1829) sowie als Herausgeber von mittelalterlicher Dichtung tätig. Jedoch als germanistisches Brüderpaaar sind sie zu einer Ikone nicht nur einer Fachwissenschaft, sondern auch für das kulturelle Selbstbewusstsein im Nationsprozess des 19. Jahrhunderts geworden, wie zahlreiche

1 Grimm, Jacob / Hildebrandt, Rudolf / Weigand, Karl (Hg.) (1878): Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. 4.1 [1. Teil]: Forschel–Gefolgsmann. Leipzig: Hirzel, Sp. 1875 f. Dieter Cherubim zeigt in seinem Beitrag Ausdrucksformen der »Paarbildung« insbesondere in der deutschen Sprache und ihr sprachliches Funktionieren auch am Beispiel dieses vielleicht berühmtesten deutschen Gebrüderpaars.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Doppelportraits auf Briefmarken und Gedenktafeln auch beider deutscher Brüderstaaten im 20. Jahrhundert oder z. B. das Grimm-Denkmal in Hanau zum Ausdruck bringen, das 1896 eingeweiht wurde. Die jeweils in zwei Bänden erschienenen »Kinder- und Hausmärchen« (zuerst: 1812, 1815) und »Deutschen Sagen« (zuerst: 1816, 1818) sowie vor allem das »Deutsche Wörterbuch« – 1854 erschien der erste Band – und ihrer beider Einsatz für nicht nur akademische Freiheit im ›Protest der Göttinger Sieben‹ sowie für die Frankfurter Nationalversammlung machen die Paarkonstellation aus, die sie als Gebrüder für die deutsche Nationalkultur geworden sind.

In manchen Fällen, wie bei den Dioskuren aus der antiken Mythologie, die durch ihre ihnen dort zugeschriebene Wesenseigenschaft auch zum Sinnbild für Freundestreue werden konnten, ist im Laufe der langen Dauer der Geltung ihrer Tradition die Individualität der beiden Paarbestandteile aus dem kulturellen Gedächtnis sogar ganz verschwunden. Wie der Beitrag von Werner Alberts anhand der Analyse mehrerer Münzen zeigt, wird das mythische Treue figurierende Brüderpaar auch auf Münzen der antiken römischen Republik abgebildet, offenbar um in der römischen Wirtschaftspolitik die Zuverlässigkeit des Zahlungsmittels zu signalisieren. Die Individualleistungen der beiden Brüder Jacob und Wilhelm Grimm sind inzwischen ja auch nur noch einzelnen sozialen Gruppen, aber nicht mehr dem gesamten Kollektiv der Traditionsgemeinschaft ein Begriff; als ikonisches Paar aber stehen sie sogar für die Validität des höchsten Zahlungsmittels der alten Bundesrepublik ein.

Auch eine jahrelange Freundschaft, wie die der beiden Jubilare, hat viel mit doppelter Identität – als Individuum und als Paar – zu tun. Sie wird von vielen, die Ludger Grenzmann und Helmut Göbel lange kennen, als vorbildlich empfunden; fragt man, etwa im Zuge der Recherchen[2] für das vorliegende Vorwort, ihnen nahe stehende Personen, seit wann die beiden befreundet sind, wird mit den lakonischen Worten »schon immer« eine gleichsam mythische Entität evoziert.

Sie kamen ungefähr zeitgleich nach Göttingen – zuerst, im September 1965, Ludger Grenzmann, als wissenschaftliche Hilfskraft und ›rechte Hand‹ von Karl Stackmann, knapp vier Jahre später Helmut Göbel als Doktorand von Jakob Steiner. Helmut Göbel promovierte über »Bild und Sprache bei Lessing«[3], Ludger Grenzmann, nachdem er im Zuge einer geplanten Forschungsarbeit über Traum und andere psychopathologische Elemente in der Dichtung E.T.A. Hoffmanns auf der Suche nach dem »Frankfurter Traumbüchlein« auf weitere

2 Wir danken Regina Grenzmann, Hans Graubner, Teresa Grenzmann, Xenia Engel und Volker Sinemus für wertvolle Informationen.

3 Göbel, Helmut (1971): Bild und Sprache bei Lessing. München: Fink.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Traumbücher gestoßen war, bei Karl Stackmann über das »Traumbuch Artemidori. Zur Tradition der ersten Übersetzung ins Deutsche durch W. H. Ryff«[4].

In ihrer langen akademischen Tätigkeit haben sie zahlreiche weitere und viel beachtete Veröffentlichungen vorgelegt: Ludger Grenzmann ist Verfasser des Abschnitts »Romantik« in der »Geschichte der deutschen Literatur«[5] beim Klett Verlag sowie Herausgeber und Verfasser des Nachworts, der Zeittafel, Anmerkungen und bibliographischen Hinweise der 1981 veröffentlichten »Sämtliche[n] Erzählungen« von Joseph von Eichendorff,[6] die inzwischen in dritter Auflage[7] und als Taschenbuch[8] erschienen sind. 1984 gab er gemeinsam mit Karl Stackmann den auf das Wolfenbütteler DFG-Symposion der Germanistik zurückgehenden Sammelband »Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit«[9] heraus und 1987 zusammen mit Hubert Herkommer und Dieter Wuttke die Festschrift »Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte der Mittelalters«[10] zum 65. Geburtstag von Karl Stackmann. Im Zusammenhang mit seiner Funktion als Protokollant in der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters an der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen war er Herausgeber der jeweiligen Veröffentlichungen[11], und jeder weiß, mit wie viel Akribie und philologischem Sachver-

4 Grenzmann, Ludger (1980): Traumbuch Artemidori. Zur Tradition der ersten Übersetzung ins Deutsche durch W. H. Ryff. Baden-Baden: Valentin Koerner (Saecula spiritalia 2).

5 Grenzmann, Ludger / Große, Wilhelm (2002): Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 2: Klassik. Romantik. Leipzig u. a.: Ernst Klett Schulbuch Verlag.

6 von Eichendorff, Joseph: Sämtliche Erzählungen. Hg. v. Ludger Grenzmann. München: Goldmann 1981 (Lesen erleben 7600).

7 2., durchges. u. bibliogr. erg. Aufl. 1987, 3., bibliogr. erg. Aufl. 1991.

8 von Eichendorff, Joseph: Sämtliche Erzählungen. Hg. v. Ludger Grenzmann. München: Goldmann 2007 (Lesen erleben 7757).

9 Grenzmann, Ludger / Stackmann, Karl (1984): Literatur und Laienbildung im Spätmittelalter und in der Reformationszeit. Symposion Wolfenbüttel 1981. Stuttgart: Metzler (Germanistische Symposien. Berichtsbände 5).

10 Grenzmann, Ludger / Herkommer, Hubert / Wuttke, Dieter (Hg.) (1987): Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte der Mittelalters. Festschrift für Karl Stackmann zum 65. Geburtstag. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

11 Einige Bände seien exemplarisch genannt: Moeller, Bernd / Grenzmann, Ludger (Hg.) (1983): Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1978 – 1981. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. 3. Folge 137); Boockmann, Hartmut / Grenzmann, Ludger (Hg.) (1989): Lebenslehren und Weltentwürfe im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit: Politik – Bildung – Naturkunde – Theologie. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1983 – 1987. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. 3. Folge, 179); Grenzmann, Ludger u. a. (Hg.) (2004): Die Präsenz der Antike im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spät-

© V&R unipress GmbH, Göttingen

stand er (nicht nur) diese Aufgaben erfüllte. Beredtes Zeugnis seiner vielfältigen interdisziplinären Interessen, von denen das an der Musik besonders hervorzuheben ist, und kooperativen Arbeitsformen ist beispielsweise der gemeinsam mit Hannes Fricke verfasste Aufsatz »›Faust‹ und die Musik«[12], der unter anderem eine detaillierte Liste von »Faust«-Kompositionen enthält.

Helmut Göbel begann seine aktive Herausgeberschaft mit den Bänden sieben und acht der achtbändigen Gesamtausgabe der Werke Lessings[13], es folgten unter anderem die Ausgabe von Lessings »Nathan«[14] und von Veza Canettis Roman »Die gelbe Straße«[15] sowie die Redaktion des Text+Kritik-Bandes über Veza Canetti[16], als deren (Wieder-)Entdecker Helmut Göbel sich international einen Namen gemacht hat. Neben der umfangreichen Herausgebertätigkeit hat er zahlreiche wissenschaftliche Studien zu Lessing[17] sowie zu Veza und Elias Canetti veröffentlicht, darunter dessen Lebensdarstellung[18] in Rowohlts Monographien. Bekannt ist Helmut Göbels intensive Beschäftigung mit Architektur und Malerei, wobei sein besonderes Interesse der künstlerisch-semantischen Relevanz der Farbe »grau« sowie dem Werk des italienischen Bildhauers Alberto Giacometti gilt. Hier sei exemplarisch auf den Aufsatz »Le gris chez Pablo Picasso, Alberto Giacometti et Gerhard Richter«[19] hingewiesen. In der Gesamt-

mittelalters 1999 – 2002. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-Historische Klasse. 3. Folge, 263).

12 Fricke, Hannes / Grenzmann, Ludger (1995): »Faust« und die Musik. In: Möbus, Frank / Schmidt-Möbus, Friederike / Unverfehrt, Gerd (Hg.): Faust – Annäherungen an einen Mythos. Göttingen: Wallstein, S. 153 – 168.

13 Lessing, Gotthold Ephraim: Werke. Bd. 7: Theologiekritische Schriften 1 und 2. Hg. v. Karl Eibl, Herbert Göpfert und Helmut Göbel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1974; Lessing, Gotthold Ephraim: Werke. Bd. 8: Theologiekritische Schriften 3. Philosophische Schriften. Hg. v. Karl Eibl, Herbert Göpfert und Helmut Göbel. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1979.

14 Göbel, Helmut (Hg.) (1977): Lessings Nathan. Der Autor, der Text, seine Umwelt, seine Folgen. Berlin: Wagenbach (Wagenbachs Taschenbücherei).

15 Canetti, Veza: Die gelbe Straße. Mit einem Vorwort von Elias Canetti und einem Nachwort von Helmut Göbel. München / Wien: Hanser 1990.

16 Göbel, Helmut (Hg.) (2002): Veza Canetti. München: Edition Text + Kritik (Text + Kritik 156).

17 Hier seien nur einige wenige genannt: Göbel, Helmut (1980): Lessing und Cardano. Ein Beitrag zu Lessings Renaissance-Rezeption. In: Toellner, Richard (Hg.): Aufklärung und Humanismus. Heidelberg. Schneider (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 6); Göbel, Helmut (1982): »Nicht die Kinder bloß, speist man / Mit Märchen ab.« Zur Toleranzbegründung in Lessings Spätwerk. In: Lessing Yearbook 14, S. 119 – 132; Göbel, Helmut (1999): Das große und das kleine Ich: Eine Bemerkung zu Lessings »Erziehung des Menschengeschlechts«. In: Lessing Yearbook 30, S. 91 – 97; Göbel, Helmut (2001): Interpretationen. Gotthold Ephraim Lessing: Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück. Stuttgart: Reclam.

18 Göbel, Helmut (2005): Elias Canetti. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt (rowohlts monographien 50585).

19 Göbel, Helmut (2010): Le gris chez Pablo Picasso, Alberto Giacometti et Gerhard Richter. In: Korzilius, Jean-Loup (Hg.): Couleur de la morale, morale de la couleur. Actes du colloque de

© V&R unipress GmbH, Göttingen

schau seines literaturwissenschaftlichen und editorischen Schaffens nimmt eine besondere Stellung die Herausgabe der »Briefe an junge Dichter«[20] ein, da sie im Zusammenhang mit einer über drei Semester sich erstreckenden Lehrveranstaltung am Seminar für Deutsche Philologie in Zusammenarbeit mit den Studierenden erfolgte. Jahre später noch schwärmten die Mitwirkenden von den langen Abenden, an denen bei Helmut Göbel zuhause an dem Projekt gearbeitet wurde.

Kaum mit Worten zu beschreiben ist das außerordentliche Engagement der beiden Jubilare, mit denen sie sich nicht nur in ihrer Funktion als Forscher, Dozenten und Akademische Oberräte, sondern auch als Kollegen, Mentoren, Betreuer, Förderer und Freunde für das fachliche Selbstverständnis und das Ansehen der Göttinger Germanistik, national wie international, eingesetzt haben. Sei es in ihrem ständigen Bemühen um die Qualitätsentwicklung der Curricula oder in ihrem Einsatz für die Studienanfänger schon in der Orientierungsphase, seien es die unzähligen Qualifizierungsarbeiten, die begutachtet, und Prüfungen, die durchgeführt werden mussten, die zusätzlichen Seminare, die sie in den Zeiten der sogenannten ›Studentenschwemme‹ angeboten haben, oder die aufwändig organisierten Exkursionen, mit denen sie den Studenten den so nötigen wie wertvollen Blick über den berühmten Tellerrand ermöglichten… – Helmut Göbel und Ludger Grenzmann bewerkstelligten all dies und noch mehr nicht nur hoch professionell, sondern auch mit Feingefühl, Charakterstärke und pädagogischer Hingabe. Besonders hervorzuheben ist die von wissenschaftlichem Idealismus und menschlichem Wohlwollen getragene Förderung von Studenten und Nachwuchswissenschaftlern, die weit über die akademischen Verpflichtungen hinausging und -geht, etwa in den von Helmut Göbel initiierten und durchgeführten Projekten oder in dem von Ludger Grenzmann regelmäßig ausgerichteten Arbeitskreis, in dem heute noch arrivierte Studenten und Postgraduierte ihre eigenen Arbeiten vorstellen und andere Neuerscheinungen besprechen.[21] Entsprechend wichtig war ihnen auch immer die Qualität der akademischen Lehre in wissenschaftlicher wie atmosphärischer Hinsicht.

Gemeinsam haben sie über viele Jahre, lange zusammen mit Hermann Krapoth, das interdisziplinäre Erasmus-Seminar für französische Programmstudierende bestritten. Häufig konnte man sie mittwochs nachmittags mit zum Teil exklusiven Materialien bei ihren letzten Seminarvorbereitungen in Cafetería der Turm-Mensa beobachten. Diese fruchtbare Kooperation der beiden Kollegen und Freunde hat ihre Wurzeln nicht erst in den späten achtziger Jahren, als

Motbéliard, 16 et 17 septembre 2005 (Annales littéraires de l'Universite de Franche-Comté 859).

20 Göbel, Helmut (Hg.) (1989): Briefe an junge Dichter. Göttingen: Wallstein.

21 So sind unter anderen die Beiträgerinnen Britta Hannemann und Julia K. Schlichting hier gefördert worden.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Ludger Grenzmann als Erasmus-Beauftragter die Kontakte des Seminars nach Frankreich betreute, sondern bereits in den 70er Jahren, als er die Betreuung des 1967 von dem französischen Germanisten Pierre Bertaux ins Leben gerufenen »Programme d'études en Allemagne« für französische Studierende der Germanistik an deutschen Hochschulen übernahm. Es ist eines der ältesten Programme des DAAD und eines der langfristigsten der Göttinger Universität. Für sein langjähriges Engagement in der deutsch-französischen Zusammenarbeit auf universitärer Ebene wurde Ludger Grenzmann 2010 zum »Chevalier dans l'Ordre des Palmes académiques« ernannt.

Auch Helmut Göbel ist in puncto Internationalität und Kosmopolitismus kaum zu schlagen. Als 1985 unter der Leitung von Albrecht Schöne der Weltkongress der Internationalen Vereinigung für Germanistik in Göttingen stattfand, war dessen Gelingen in großem Maße auch Helmut Göbels Verdienst. Vor allem aber sind es internationale Vortragstätigkeiten und Gastdozenturen, z. B. an Universitäten in Genf, Kaliningrad, Illinois und Lissabon, die Helmut Göbel als echten global player der Germanistik auszeichnen.

Solche Freundes-Paare, Paare ewiger Kontrahenten oder auch Ehepaare, spielen in der Literatur von Anbeginn eine zentrale Rolle, wie schon das Gilgamesch-Epos und die »Odyssee« eindrucksvoll demonstrieren. Brüder, Schwestern, Tanzpaare, zankende, im Kuss miteinander verschmolzene Liebespaare, Geschäftspartner, Koalitionäre, Zweikämpfer und Duellanten, Streitende, miteinander Diskutierende, im Wettbewerb stehende Kontrahenten entstehen in Paarkonstellationen, die zwei Menschen erst zu solchen machen. »Sorge um die eigene Identität ist ein Thema von existenziellem Ausmaß bei einer Reihe romantischer Autoren.«[22] Ludger Grenzmann hat die »Entzweiung und Aufspaltung« am Beispiel der »Doppelgängerliteratur« insbesondere bei E.T.A. Hoffmann und Ludwig Tieck in seiner Einführung in die Romantik als eines der zentralen Motive romantischer Literatur dargestellt.[23] In dieser Tradition stehen noch Gottfried Keller und Marie von Ebner-Eschenbach: Dominik Müller analysiert in seinem Beitrag insbesondere am Beispiel der Zwillingsbrüder in Ebner-Eschenbachs »Die Freiherrn von Gemperlein« das tragikomische Scheitern dieses Paares beim Streben nach jeweiliger Unverwechselbarkeit. Dass es in der Literatur für Liebende zuweilen schwierig ist, als Individuen zu einem Paar werden, zeigt Dieter Steland am Beispiel eines Liebespaares auf dem Eis in Goethes »Mann von fünfzig Jahren« und Fontanes »Unwiederbringlich«. Die tänzerische Nähe ohne gesellschaftliche Öffentlichkeit kann trügerisch sein – für den Mann und die Frau und für den Betrachter, für den zuerst die Paar-

22 Grenzmann, Ludger / Große, Wilhelm (2002): Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 2 (Anm. 5), S. 145.
23 Ebd., S. 144 – 147.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

bildung sichtbar oder der über eine vermeintliche Paarbildung getäuscht wird. In all diesen Erzähltexten, welche die Beiträge von Müller und Steland behandeln, geht es zudem gerade darum, ob, in welchem Maße und durch welche Bedingungen eine natur- oder milieubedingte oder auch durch verschiedene Genese bedingte Unterschiedlichkeit des jeweils Einzelnen im Paar bestehen kann oder dieses eben sprengt – respektive erfassbar und erzählerisch beschreibbar wird. Hannes Fricke behandelt in seinem Beitrag zu den Comicfiguren Batman und Joker die geradezu traumatische Angewiesenheit der psychischen Identität einzelner Figuren auf die Gegnerschaft des Anderen. Im Ziel seiner nie völlig gelingenden Auslöschung liegt das unbewusste Streben nach der Vernichtung der eigenen traumatischen Identität verborgen, an der aber identitätspsychologisch festgehalten wird, so dass diese Geschichten auch ursprünglich auf immer weitere Fortsetzbarkeit angelegt sind.

Als Akteure im literarischen Feld sind solche Paare erst sehr viel später bezeugt. Am Beispiel von Freundschaftsbriefen im deutschen Humanismus zeigt Fidel Rädle wie sich Mutianus Rufus in seiner Briefkommunikation und – soweit dadurch rekonstruierbar – in seinem Freundschaftsverhalten eine ausgenommen singuläre humanistische Identität in der von ihm selbst zusammengestellten und ›dirigierten‹ sozialen Gruppe erschreibt und sozial ausagiert. Hans Graubner analysiert die Selbstfindung Herders und Goethes als Autoren in ihrem jeweiligen Briefkontakt mit Hamann respektive Herder. Die Wahl des Brieffreundes, erste Unterordnungsgesten des Jüngeren gegenüber dem Etablierten und schließlich übersteigerte Ausdrucksformen der Überbietungsstrategien des Jüngeren nach den ersten Erfolgen scheinen geradezu ein Verlaufsmuster der Selbstbestimmung und Selbstbestätigung als Autor zu bilden. Jürgen Viering beschreibt die dialogische Selbstkorrektur aufklärerischer Positionen in der Auseinandersetzung Spaldings mit dem als Diskussionspartner gesuchten, öffentlich angesehenen und zum ›Freund‹ erklärten Lavater. Dieses dialogische Prinzip gehört vielleicht zu den Wesenskernen der Aufklärung überhaupt, deren Schriftsteller literarische Formen des Dialogischen in ihrer öffentlichen Briefkultur, in Abhandlungen zu Ästhetik, Religion und Politik, sowie in Brief- und Dialogromanen buchstäblich zelebriert haben.

Das dialogische Selbstbestimmungsprinzip gilt nicht nur für einzelne Personen oder Figuren in literarischen Texten, sondern auch für soziale Gruppen und größere Kollektive: So beschreibt Volker Hunecke etwa an den Reiterstandbildern in Paris und Berlin die durch Konkurrenz bestimmte Geschichte der politischen Denkmalkulturen Frankreichs und Preußens.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Schriftstellerehepaare hingegen agieren auch um 1800 noch kaum gleichberechtigt und Frauen bekommen nicht den öffentlichen Raum (zugestanden), um sich im Überbietungswettbewerb der Literaturakteure zu inszenieren: Britta Hannemann zeigt, dass ganze Übersetzungsprojekte durch Sophie Mereau-Brentanos wenig explizite Autorschaftsstrategien ›verunklart‹ bleiben und Clemens Brentano seine Frau als Autorin von Übersetzungen spanischer Novellen im literarischen Buchmarkt eher als Teil seiner eigenen Öffentlichkeitsstrategien zu instrumentalisieren scheint, als sich selbst als Teil eines Paares zu inszenieren. Innerhalb der Männerautorengruppe der Früh-Romantiker fällt ihm das offenbar leichter, wie seine Gemeinschaftsarbeit mit Achim von Arnim in »Der Knaben Wunderhorn« zeigt. Freilich machen es erst Veränderungen der Kultur und des Buchmarktes im 20. Jahrhundert möglich, dass ein Schriftstellerehepaar ein Paar selbstverständlich gleichberechtigter Individuen sein kann – noch bis ins 20. Jahrhundert nicht selten mit Akzeptanzproblemen bei dem Mann und für die Frau in der Wahrnehmung durch den öffentlichen Buchmarkt, wie das Beispiel Veza und Elias Canetti deutlich vor Augen führt. Helmut Göbel hat mit seinen Arbeiten mit dafür gesorgt, dass Veza Canetti nicht aus dem kulturellen Gedächtnis verschwunden ist.[24]

Hermann Krapoth beschreibt in seinem Beitrag nicht eine Paarbildung *im* Exil, sondern *nach* dem Exil, und zwar vor allem *für* den reflektierenden Betrachter: Jorge Semprún und Georges-Arthur Goldschmidt waren keine Weggefährten und Leidensgenossen, der eine im aktiven französischen Widerstand und dann traumatisiert im Konzentrationslager Buchenwald, der andere um fünf Jahre Jüngere durch den Holocaust von seiner Familie getrennt, in das französische Exil getrieben und dort Gewalt und Schrecken des Entdecktwerdens ausgesetzt. Die Autobiographien dieser Erfahrungen erscheinen kurz nacheinander erst in den späten neunziger Jahren und zeigen auch ihrer beider Weg in die französische Sprache – nicht zuletzt über die Aneignung der Sprache Baudelaires, Gides (bei Semprún) und Pascals (bei Goldschmidt). Ihre literarische Zweisprachigkeit haben sich beide Autoren erhalten respektive zurückerworben, wie Semprúns spanischsprachige Autobiographie und Goldschmidts Übersetzungen Kafkas ins Französische und der eigenen französischen Autobiographie ins Deutsche zeigen.

Binäre Strukturen gelten aber auch für Zeichen, Bedeutungen und Kommunikationsakte wie Paar- oder Kreuzreime, für das Oxymoron, das Unvereinbares zu einem eigentlich unmöglichen Dritten zusammenführt, für die Ambivalenz (oder z. B. für Kippfiguren in der darstellenden Kunst), in logischen Operationen

24 Canetti, Veza: Die gelbe Straße (Anm. 15); Göbel, Helmut (Hg.) (2002): Veza Canetti (Anm. 16). Auch seine Lebensdarstellung von Elias Canetti ist über lange Passagen eine Doppelbiographie: Göbel, Helmut (2005): Elias Canetti (Anm. 18).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

wie dem Analogieschluss, in rhetorischen Argumentationsverfahren der Parallelität und der Alternative, sowie bei der Zweistimmigkeit beispielsweise eines Liedsatzes, Duetten in Opern und Duos in der Kammermusik oder bei literarischen Formen des Dialogs, wie dem Streit, dem Interview und Zweipersonenstücken.

Eine aus binären Strukturen generierte Besonderheit der Literatur ist die Intertextualität: Ihre expliziteren Erscheinungsformen lassen sich als ästhetische Strategien eines Textes beschreiben, Bedeutung über den nachvollziehbaren Verweis auf einen anderen Text zu erzeugen. Solche Fälle beschreibt Manfred Karnick mit »Parallelstrukturen« in Dinggedichten Günter Eichs und Hans Magnus Enzensbergers. Nicht auf Einzeltextreferenz und explizite Nachvollziehbarkeit angelegte Formen der Intertextualität beschreiben eher die Selbstverortungsstrategien von Autoren – ganz besonders im Rahmen des Traditionsverhaltens von Autoren im 19. Jahrhundert zu den Klassikern, was auch für Ebner-Eschenbach und Fontane gilt, wie man an den Analysen von Dominik Müller und Dieter Steland nachvollziehen kann. Neben dem, was Harold Bloom als »Anxiety of Influence« (1973) bezeichnete, lässt sich die Literaturgeschichte denn auch umgekehrt in Beispielreihen darstellen, die die Lust vieler Dichter an, ihr Bedürfnis nach, ja vielleicht sogar ihre autorpsychologische Notwendigkeit der schreibend verdichtenden Inkorporation vorgängiger Literatur und zwar ganz besonders der Klassiker literarischer Traditionen zeigen. Reinhard Klockow analysiert den kuriosen Fall einer lateinischen Schrift Philipp von Zesens, dessen Gestus des Zitierens, Nachweisens und der bibliographischen Angaben vor allem auf die rezeptionsästhetische Erzeugung eines gelehrten Habitus bei seinen Lesern ausgerichtet ist, aber bei näherem Hinsehen diese Gelehrsamkeit, besonders die scheinbar eifersüchtig verteidigte Deutungsselbständigkeit lediglich behauptet. Im Inneren einer Plagiats-Blase steckt, sobald sie platzt, eben keine Gelehrsamkeit, die mit ›Einflussangst‹ auch gar nicht zu bekommen wäre! Dass auch der Kampf um literarisches Selbstvertrauen und um die Gewissheit eingenommener Positionen als öffentliche Autorpersona so nicht zu gewinnen ist, zeigt Irmela von der Lühes Analyse der lebenslangen Beschäftigung Christa Wolfs mit Thomas Mann, insbesondere am Beispiel ihrer Auseinandersetzung mit dessen Humanismus-Skepsis in den Romanen »Der Zauberberg« und »Doktor Faustus«. Christa Wolf misst sich nicht mit den nur eine Generation jüngeren Erika und Klaus Mann und sucht auch nicht bei dem 1949 zum Präsidenten der Deutschen Akademie der Künste in Ost-Berlin gewählten Heinrich Mann, dessen Asche am 25. März 1961 in einem großen öffentlichen Staatsakt auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Ost-Berlin beigesetzt wurde, nach einer geistigen Patenschaft. Das hätte so einfach sein können und war vermutlich schon aus diesem Grund ungeeignet. Nicht weniger prekär ist die von Julia K. Schlichting beschriebene Paarkonstellation, in die sich das autobiographisch

© V&R unipress GmbH, Göttingen

schreibende Ich in Günter Grass' »Beim Häuten einer Zwiebel« mit dem eigenen erinnerten Ich begibt. Grass spaltet die eigene öffentliche Identität seiner Autorpersona in ein Identitäten-Paar und ist gerade dadurch an sein früheres Ich gebunden – zumal in der mit der Veröffentlichung einsetzenden Skandalisierung, die Grass selbst zu schüren scheint, um sich seiner gegenwärtigen Identität gegen das erinnerte Ich umso mehr zu vergewissern.

Den sprachlichen Grundlagen von Paarkonstellationen, vor allem auf der morphologischen und lexikalischen Ebene, widmet sich der Beitrag von Dieter Cherubim, der die Festschrift eröffnet. Ausgehend von der (in modernen Sprachen aussterbenden) Dualkategorie als kulturell indizierte Sichtweise auf Paarigkeit im Sprachsystem, schlägt er die Brücke über die Herstellung von sprachlichen Gemeinsamkeiten durch Paarbildung hin zur Paarsprache als Kombination aus zwei individuellen Sprachstilen, aus denen unter bestimmten Bedingungen ein gemeinsamer, dritter Sprachstil entstehen kann.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Dieter Cherubim

»Zwei ritten zusammen«. Beobachtungen zur Sprache bei Paarbildung[1]

1. Einleitung

In seine Sprache wächst der Mensch hinein, indem er sie im Gebrauch nach seinen Umständen gestaltet. *Eine* menschliche Konstellation, die das Leben nachhaltig beeinflussen kann, ist die Paarbildung. Diese mag genetisch wie bei Zwillingen oder Geschwistern, biologisch und sozial wie in ehelichen Verbindungen oder vorwiegend sozial bestimmt sein wie in bestimmten Formen institutionalisierter Zusammenarbeit, bei persönlichen Freundschaften oder aktuellen Verabredungen, in jedem Fall kann sie sich ebenso auf das Verhalten der Beteiligten untereinander wie gegenüber anderen Personen auswirken. Nicht zuletzt auch auf das Sprachverhalten im engeren Sinne, um das es in diesem Beitrag gehen soll.

Diejenigen, denen die folgenden Ausführungen zugedacht sind, sind aber weder Zwillinge noch Brüder, auch nicht miteinander versippt oder verheiratet, sondern einfach nur Freunde und Kollegen, die über einen längeren Zeitraum hin gemeinsam Seminare mit französischen und deutschen Studierenden durchführten: Helmut Göbel und Ludger Grenzmann in Göttingen. Doch die Art, wie von ihnen in enger Zusammenarbeit immer wieder neue ›Abenteuer‹ wissenschaftlichen Lernens mit den Studierenden organisiert, betreut und gemeistert wurden, lässt für manche ihre Form der Kollegialität fast schon als legendär erscheinen.

Denn Paarbildung kann Legenden stiften: Nicht nur dass sie schon im antiken Olymp in Form von mehr oder weniger präsentablen Ehen (Zeus und Hera) oder als besonders enge Geschwisterbeziehung (Apollon und Artemis) bedeutsam war, sondern vor allem heroische Paare galten immer wieder als vorbildlich. So hatten Helden wie Herakles oder Theseus feste Partner, mit denen sie ihre

1 Gabriele Link (Braunschweig), Hartmut Schmidt (Berlin) und den Herausgebern des Bandes bin ich für Kritik und weiterführende Hinweise zu diesem Versuch dankbar.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Abenteuer bestanden.[2] So waren Zwillinge wie Romulus und Remus maßgeblich für die Gründungsgeschichte Roms. Und so ritten die berühmten Dioskuren Kastor und Pollux als Nothelfer der Seeleute immer wieder und für jedermann sichtbar auf bestimmten Typen von Silberdenaren der frühen Römischen Republik auf (s. auch den Beitrag von Werner Alberts in diesem Band). In der Mythologie der säkularisierten Moderne entspricht dem am ehesten noch das temporäre und oft recht konfliktreiche Zusammenspiel von zwei männlichen Helden im Genre des Westerns, z. B. von James Stewart und Richard Widmark im bekannten Film »Two Rode Together« von John Ford (1961), der hier titelgebend war.

Aber auch im realen Leben der Antike spielten Paarbildungen auf höheren politischen Ebenen eine bedeutende Rolle: Im alten Sparta blieb das institutionelle Zweikönigtum lange Zeit erhalten und das bewährte, auf Kooperation und Kontrolle zugleich angelegte Doppelkonsulat der Römischen Republik wurde nur in besonderen Notzeiten durch eine einfache, aber höchst problematische Leitungsfunktion, die Diktatur, ersetzt. Freilich gab es daneben immer auch mehrköpfige Kollegialorgane (z. B. Triumvirate, Decemvirate usw.), die jedoch stets einen höheren Aufwand an Kooperation und effektiver Verständigungsbereitschaft zwischen ihren Mitgliedern erforderten als das bei Zweierkonstellationen notwendig war.[3]

Maßgeblich für die Erfahrungs- und Lebenswelt des Menschen dürfte jedoch neben den genannten sozialen Paarungen, etwa in der Form langfristig stabiler Ehen[4], die interaktive Dualität von mindestens zwei Gesprächsbeteiligten (Sprecher- und Hörerrolle) sein, die schon Wilhelm von Humboldt (1827) als anthropologische Grundkonstellation menschlichen Verhaltens ausmachte,[5]

2 Das früheste Beispiel eines heldischen Paares findet sich im sumerischen Gilgamesch-Epos (20./19. Jh. v. Chr.), aber auch literarische Paarungen wie Roland und Olivier im mittelalterlichen Rolandslied, Cervantes' Don Quijote und Sancho Panza oder Old Shatterhand und Winnetou bei Karl May ließen sich hier neben vielen anderen anführen.

3 Für die Römische Republik vgl. Meyer, Ernst (1961): Römischer Staat und Staatsgedanke. 2., durchg. und erg. Aufl. Zürich / Stuttgart: Artemis. Dreierkollegien gibt es auch heute noch in der Leitung von Karnevalsvereinen (in Köln z. B. Prinz, Bauer und Jungfrau), bei der Leitung von Fakultäten (z. B. Dekan, Kondekan, Prodekan) und anderswo.

4 In der Tierwelt sind dauerhafte oder gar lebenslange Paarbildungen zur Aufzucht des Nachwuchses wie bei manchen Vogelarten (z. B. bei Papageien oder Rabenvögeln) eher selten; umgekehrt gibt es aber gerade bei sogenannten Naturvölkern keineswegs nur eheliche Verbindungen mit jeweils einem Partner oder einer Partnerin, sondern durchaus unterschiedliche Formen von Polygamie.

5 von Humboldt, Wilhelm: Ueber den Dualis [1827]. In: Flitner, Andreas / Giel, Klaus (Hg.): Wilhelm von Humboldt: Werke in fünf Bänden. Bd. 3: Schriften zur Sprachphilosophie. 3., durchges. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1963, S. 113 – 143. Diese bahnbrechende Abhandlung hat vor allem Frans Plank gewürdigt und auf der Basis eines reichhaltigen empirischen Sprachenmaterials neu diskutiert und erweitert. Vgl. Plank, Frans (1989): On Humboldt on the dual. In: Corriga, Roberta / Eckman, Fred / Noonan, Michael

© V&R unipress GmbH, Göttingen

auch wenn dieser Verhaltenstypus immer verschiedene Möglichkeiten von Erweiterungen, z. B. in Form von Team- oder Gruppengesprächen oder von Mehrfachadressierungen zulässt.[6] Die unterschiedlich bedeutsame und vielfältige Paarigkeit menschlichen Lebens zu verarbeiten, sie kognitiv, sozial und emotional zu gestalten, musste daher in der Kulturentwicklung der Menschheit ebenso attraktiv erscheinen wie eine irgendwie geartete Berücksichtigung des Faktums der organischen Paarigkeit des Menschen »vom Scheitel bis zur Sohle«.[7] Konkret zu fragen ist also, wie dies alles sprachlich umgesetzt wird, wie also die Paarigkeit, die selbst noch dem spannungsreichen Miteinander heterogener Partner zugrunde liegen kann, sich letztlich in der Systematik von Sprachen und besonders in Formen von spezifischem Sprachverhalten artikuliert und dementsprechend wiederfinden lässt.

2. Paarigkeit im Sprachsystem: Dualkategorie und andere Ausdrücke von Dualität

Eine besondere grammatische Kategorie für feste Zweiheiten, der sogenannte Dual, scheint in den indoeuropäischen Sprachen weithin aus der Mode gekommen zu sein, ist aber in älteren Entwicklungsstufen mancher Sprachen oder in anderen Sprachtypen immer noch erhalten.[8] Wer z. B. früher das Altgriechische in der Schule lernte, kam um bestimmte morphologische Ausdifferenzie-

(Hg.): Linguistic Categorization. Amsterdam: J. Benjamins, S. 293 – 333; vgl. auch Plank, Frans (1996): Domains of the dual, in Maltese and general. In: Rivista di linguistica 8, S. 123 – 140. Hier nicht diskutiert wird der allgemeine Begriff des ›Dualismus‹, der ja auch für die Paarbildung interessant ist.

6 Zur Technik von Mehrfachadressierungen vgl. Kühn, Peter (1995): Mehrfachadressierung. Untersuchungen zur adressatenspezifischen Polyvalenz sprachlichen Handelns. Tübingen: Niemeyer (Germanistische Linguistik 154); zu pragmatisch unterschiedlichen Formen von Gesprächen vgl. Henne, Helmut / Rehbock, Helmut (2001): Einführung in die Gesprächsanalyse. 4., durchges. und bibl. erg. Aufl. Berlin / New York: de Gruyter (de Gruyter Studienbuch), S. 22 – 32.

7 Vgl. die Dualität der äußeren Sinnesorgane wie *Augen*, *Ohren* und *Nasenöffnungen* (vgl. lat. *nares* !) vs. *Mund* oder *Zunge*, der Gliedmaßen wie *Arme*, *Hände*, *Beine* und *Füße*, ferner der *Schultern*, *Brüste* u. a., ebenso der inneren Organe wie *Lunge*, *Nieren*, *Testikel*, *Ovarien* vs. *Herz* (dessen zwei Kammern aber heterogen sind), *Gehirn* (auch wenn es zwei Hemisphären umfasst), *Leber* (mit zwei Lappen), *Milz* (mit weißer und roter Pulpa), *Gallen-* oder *Harnblase*. Auch die Zweigeschlechtlichkeit höherer Lebewesen kann als Prototyp von Paarigkeit angesehen werden, selbst wenn es in der Realität dazu viele Varianten und Übergänge gibt. Vgl. hierzu auch die Liste der »natural pairs« bei Plank, Frans (1989): On Humboldt on the dual (Anm. 5), S. 308.

8 Vgl. auch Brugmann, Karl (1904): Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. Straßburg: Trübner; Plank, Frans (1996): Domains of the dual (Anm. 5); jetzt vor allem auch Corbett, Greville H. (2000): Number. Cambridge: University Press, bes. S. 38 – 50.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

rungen eines drei Kategorien umfassenden Numerussystems bei den Substantiven (Singular, Dual, Plural) und entsprechende duale, nur auf »Zweiheiten« anwendbare Adjektiv- und Verbalformen nicht herum.[9] Dennoch war der Dual auch im antiken Griechisch bereits auf dem Rückzug. Fachleute konstatieren, dass er am Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. selbst aus der Literatursprache weitgehend verschwunden war und dass ihn das hellenistische Griechisch (die sogenannte Koiné) nicht mehr nutzte.[10] Auffällig und interessant erscheinen hingegen noch der vorklassische und der klassische Gebrauch des Duals im Zusammenhang mit der zunehmend konkurrierenden Kategorie des Plurals.[11]

Generell wird mit dem substantivischen und dem damit verbundenen adjektivischen oder verbalen Dual auf Verhältnisse einer natürlichen Zusammengehörigkeit in der Wirklichkeit (z. B. auf Körperteilbezeichnungen oder Geschwisterbeziehungen), auf bestimmte soziale Bindungen (z. B. auf Ehen oder Freundschaften) und auf spezielle Fokussierungen, d. h. Markierungen einer besonderen, positiv wie negativ charakterisierbaren Zusammengehörigkeit von zwei Größen Bezug genommen: z. B. auf zwei Pferde, die in einem Gespann vereint sind, auf zwei herausragende Krieger, die als Hauptgegner gegeneinander antreten oder auf zwei Flüsse, die sich später in ihrem Lauf vereinen. Dabei können auch, wie in anderen Sprachen (z. B. im Sanskrit oder im Iranischen), zwei durch Opposition zusammen gespannte Größen ganz unterschiedlicher Art (z. B. *Vater* und *Mutter*, *Tag* und *Nacht*, *Sonne* und *Mond*) zu einer singulär verstandenen Zweiheit zusammengefasst und dann mit einer eigenen Bezeichnung (vgl. dt. *Gebrüder*, *Geschwister*, *Eltern*) wiedergegeben werden.[12] Für die Vielfältigkeit im Gebrauch des Duals, der sich eben auch in der variablen Koppelung mit Pluralformen (Subjekt im Plural + Prädikat im Dual und vice versa) oder im Wechsel von Plural und Dual zeigt, findet man vor allem in der epischen Sprache Homers reiches, doch oft kontrovers beurteiltes Material.[13]

9 Vgl. etwa Zinsmeister, Hans (1954): Griechische Grammatik. Erster Teil: Laut- und Formenlehre. München: Bayerischer Schulbuch-Verlag, S. 102 f., 180 f.; Plank (1989) weist noch auf die sogenannten Duplikative, feste zweimalige Wiederholungen in amerikanischen Indianersprachen, und kooperative verbale Duale, die kooperative Handlungen ausdrücken, in polynesischen Sprachen hin. Vgl. Plank, Frans (1989): On Humboldt on the dual (Anm. 5), S. 301.

10 Zinsmeister, Hans (1954): Griechische Grammatik (Anm. 9), S. 210; Kühner, Raphael / Gerth, Bernhard (1963): Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache. Zweiter Teil: Satzlehre. Bd. 1. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Photomechanischer Nachdruck der 3. Aufl. Hannover / Leipzig: Hahn 1898), S. 20.

11 Ebd., S. 69.

12 Ebd., S. 70. Inwieweit Sprachgebrauch und Wirklichkeit hier auseinander gehen können, zeigt das Beispiel der Brüder Grimm, die zwar ihr Leben fast vollständig zusammen verbrachten, selbst aber nicht als *Gebrüder* bezeichnet werden wollten. Das blieb erst Späteren vorbehalten.

13 Die ältere Literatur zum Gebrauch des Dual im Griechischen werten Kühner, Raphael /

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Diese scheinbare Unsystematik im Gebrauch versuchte Nicholas Hillyard durch Bezug auf sprachtypologische Hypothesen und statistische Beobachtungen am Material der ersten zwölf Gesänge der »Ilias« aufzulösen:[14] Nach ihm lassen sich auch bei Homer Trends im Gebrauch von Dual oder Plural erkennen, die sich am Konstrukt einer Belebtheitsskala (animacy hierarchy) zu orientieren scheinen: Duale Formen werden vor allem im Gebrauch von Personalpronomina für Sprecher und Hörer verwendet, während auf unbelebte Zweiheiten auch schon pluralisch referiert werden kann.

In der neueren Sprachentwicklung geht jedoch die Dualkategorie als kulturell ausgeprägte Sichtweise vielfach verloren. So finden wir im Lateinischen nur noch wenige Reflexe davon, z. B. in den Formen bestimmter Zahlpronomina (lat. *duo*, *octo*, *ambo*).[15] Im Gotischen, der ältesten noch gut greifbaren germanischen Sprache, wird zwischen *weis* (nhd. ›wir‹) und *wit* (›wir beide‹) unterschieden, was wiederum zeigt, dass der Ausdruck von Dualität bei den Pronomina der ersten Person besonders nahe zu liegen scheint.[16] Für das heutige Deutsch ist man ebenso auf wenige Relikte in den Dialekten angewiesen: So sollen im Bairischen die Pronomina *engg* (›euch beiden‹) und *es* (›ihr beide‹) ursprünglich auf feste Zweiheiten verweisen,[17] und Ähnliches gilt im Niederdeutschen für die Pronomina *wit* und *git* (›wir / ihr beide‹).[18]

Aber auch wenn eine morphologisch differenzierte Dualkategorie fehlt, können relativ feste Zweiheiten z. B. im Deutschen durch Quantoren (z. B. *beide* [*Frauen*], *ein Paar* [*Schuhe*])[19] oder implizit durch Nomina zum Ausdruck gebracht werden, die zwar als *Singularia tantum* ausgedrückt werden, aber nach unserem Erfahrungswissen im referierten Gegenstand feste Zweiheiten voraussetzen (z. B. *Schere*, *Zange*, *Brille* [< plur. *Brillen*])[20], ähnlich *Hose* [mit zwei Beinen], *Jacke* [mit zwei Ärmeln], *Feldstecher* [mit zwei Objektiven], *Kopfhörer* [mit zwei Lautsprechern]). Als *pluralia tantum* erscheint hingegen *Eltern*, tra-

Gerth, Bernhard (1963): Ausführliche Grammatik der griechischen Sprache (Anm. 10), S. 19 aus. Ebd., S. 69, diskutieren sie zahlreiche interessante Beispiele.

14 Hillyard, Nicholas (2006): The Typology of the Dual in Homer. In: Oxford University Working Papers in Linguistics, Philology & Phonetics 11, S. 62 – 76, hier S. 64 – 67.

15 Auch *viginti* (›zwanzig‹) wird als Dual, d. h. als ›zweimal zehn‹, erklärt.

16 Vgl. auch Greenberg, Joseph (1988): The first person inclusive dual as an ambiguous category. In: Studies in Language 12, S. 1 – 18; Plank, Frans (1989): On Humboldt on the dual (Anm. 5), S. 301, S. 312.

17 Vgl. Zehetner, Ludwig u. a. (1985): Das bairische Dialektbuch. München: Beck, S. 57.

18 Vgl. Sanders, Willy (1982): Sachsensprache, Hansesprache, Plattdeutsch. Sprachgeschichtliche Grundzüge des Niederdeutschen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Sammlung Vandenhoeck), S. 114.

19 Der adjektivische Quantor *paar* (z. B. *sie trifft ein paar Leute*) bezeichnet im Deutschen hingegen eine unbestimmte Anzahl, auf jeden Fall aber mehr als zwei Personen.

20 Vgl. auch span. *las gaffas*, frz. *les lunettes* u. a., ferner Cherubim, Dieter (2001): Brillen. Sehen und gesehen werden. In: Der Deutschunterricht 53/1, S. 6 – 19.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ditionell verstanden als Verbindung von zwei Elternteilen mit unterschiedlichem Geschlecht.[21] Im Englischen werden die impliziten Zweiheiten deutlicher zum Ausdruck gebracht: Dort treten sie nämlich nur im Plural auf und können zudem durch den erläuternden Zusatz *a pair of* präzisiert werden, z. B. [*a pair of*] *shears*, *scissors*, *tongs*, *spectacles*, *trousers*, *pants*, *shorts*. Lediglich für die Wendung *ein Paar Hosen* in der Bedeutung von ›eine Hose‹ existiert diese Möglichkeit auch noch im Deutschen.[22]

Mit dem substantivischen Quantor *Paar* (< lat. *par*) kann eine spezielle Verbindung von (nur) zwei nach ihrer Erscheinungsform oder Funktion gleichen oder ähnlichen Gegenständen, Personen usw. markiert werden, z. B. (*ein*) *Paar Strümpfe* / *Stiefel* / *Armreifen* / *Ohrringe* / *Würstchen*. Dasselbe wird auch durch unterschiedlich gerichtete Kompositionen mit dem morphologischen Element {paar} erreicht, z. B. *Augenpaar*, *Räderpaar*, *Reimpaar*, *Diebespaar*, *Sünderpaar* oder *Paarhufer*, *Paarlauf*, *Paartanz*, *Paarreim*. Feste Zweierkoppelungen dieser Art lassen sich so auch für Paarungen von ungleichen Partnern erzeugen, z. B. *Liebes-*, *Braut-*, *Ehe-*, *Eltern-* und *Jubelpaar*, *Geschwister-*, *Schwestern-* und *Bruderpaar*, *Tanz-* und *Königspaar* u. a.[23] Wenn diminuierend von einem *Pärchen* gesprochen wird, kommt dann noch eine emotionale Bewertung dazu oder man wechselt ins Fachliche (Biologie, Jagd) wie auch bei bestimmten Verb- und Adjektivableitungen ([*sich*] *paaren*, *paarig*). Adjektivisch und adverbiell kann *paarweise* im Sinne von ›jeweils zu zweit‹ verwendet werden. Auf eine exklusive »Zweierbeziehung« kann der Ausdruck *Zweisamkeit* verweisen, Komposita mit dem Zahlwort *zwei* (z. B. *Zweiachser*, *Zweibeiner*, *Zweibettzimmer*, *Zweidecker*, *Zweihänder*, *Zweikampf*, *Zweireiher* usw.) referieren hingegen nur auf eine ›Zweizahl‹ ohne Hinweis auf eine besondere Paarung der beteiligten Größen. Dasselbe gilt für den Ausdruck *Zwiegespräch*, während andere Komposita wie *Zwietracht* und historische Ableitungen zu *zwei* (z. B.

21 Die heterogene Zweiheit der Ehepaare wird aber heute durch sexuelle Liberalisierung von ehelichen Verbindungen und das Phänomen der sogenannten Patchwork-Familien zunehmend in Frage gestellt. Zu *Eltern* wird heute fach- bzw. verwaltungssprachlich auch schon ein Singular (*der* / *die Elter*) verwendet.

22 Vgl. Klappenbach, Ruth / Steinitz, Wolfgang (Hg.) (1974): Wörterbuch der Deutschen Gegenwartssprache. Bd. 4: M–Schinken, S. 2725; Agricola, Erhard (1992): Wörter und Wendungen. Überarb. 14. Aufl. Mannheim u. a.: Dudenverlag, S. 469. – Die Redewendung *jdn. zu Paaren treiben* hat jedoch nichts mit *Paar* zu tun, sondern wird anders (< *barn* ›Krippe‹) erklärt. Vgl. Paul, Hermann (2002): Deutsches Wörterbuch. Bedeutungsgeschichte und Aufbau unseres Wortschatzes. 10., überarb. und erw. Aufl. von Helmut Henne, Heidrun Kämper und Georg Objartel. Tübingen: Niemeyer, S. 729.

23 Weiteres Material lässt sich leicht über die sogenannten rückläufigen Wörterbücher erschließen, z. B. Muthmann, Gustav (2001): Rückläufiges deutsches Wörterbuch. Handbuch der Wortausgänge im Deutschen, mit Berücksichtigung der Wort- und Lautstruktur. 3., überarb. und erw. Aufl. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 78).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Zweig, *zweifeln*) noch nicht einmal mehr eine Beschränkung auf zwei Größen ausdrücken.

Ein anderer, nicht unkompliziert verwendbarer sprachlicher Ausdruck für Paarigkeit ist *beide*, das in attributiver, prädikativer und pronominaler Funktion[24] (vgl. *beide Brüder*; *wir sind beide zu Hause*; *beide nehmen teil*) vorkommen kann; adverbiell auch in Zusammensetzungen bzw. Ableitungen wie *beiderseits* oder *beiderlei.* Dominant ist die pluralische Verwendung, die dem Zahlwort *zwei* entspricht, seltener die singularische Verwendung als Neutrum im Nominativ, Akkusativ oder Dativ, meist auf Vorgänge oder Eigenschaften bezogen (z. B. *beides ist richtig*, *mit beidem bin ich einverstanden*). Intensivierende Konstruktionen wie *wir beide zusammen*, *wir zwei beide* usw. sind ebenfalls möglich, nicht selten auch eine phraseologische Einbindung (z. B. *Doktor beider Rechte*, *beiden Seiten gerecht werden*, *mit beiden Händen zugreifen*). Etymologisch wird *beide* mit lat. *ambo* und griech. ἄμφω zusammengebracht, deren zweite Silbe auf eine Konstruktion *- b^h - + (Dual-)Endung zurückgeführt wird, die noch in Beispielen wie got. *bai þai* (›beide da‹) oder *ba þo skipa* (›beide Schiffe‹) oder in ne. *both* (wohl aus den nordischen Sprachen entlehnt) erkennbar sei.[25]

3. Zwillingssprache und sprachliche Auswirkungen von Geschwisterbeziehungen

Besonders interessant ist der Spracherwerb bei (ein- oder zweieiigen) Zwillingen, bei denen bis zu einem gewissen Grade sogar eine Art Privatsprache entstehen kann. Hierfür sind jedoch nicht die genetischen Voraussetzungen entscheidend, sondern die sozialen und kommunikativen Verhältnisse, denen diese sich besonders nah stehenden Geschwister ausgesetzt sind. Denn sie werden, ungeachtet der Tatsache, dass sie ja nie völlig gleichartig sind, von ihren Bezugspersonen und ihrer Umgebung oft nahezu gleich behandelt, z. B. in der-

24 Vgl. Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (1979): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. 5., unveränd. Aufl. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie, S. 285 Anm. 1. Von einem »Dualpronomen« wird gesprochen in: Heidolph, Karl Erich / Flämig, Walter / Motsch, Wolfgang (Hg.) (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie Verlag, S. 675; von einem »kollektiven Zahlwort« in: Kluge, Friedrich (2002): Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 24., durchges. und erw. Aufl. Berlin / New York: de Gruyter, S. 104; für die Grammatik des Instituts für deutsche Sprache ist der kategoriale Status dieses Elements unklar: Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 3. Berlin / New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7), S. 1946.

25 Vgl. Paul, Hermann (2002): Deutsches Wörterbuch (Anm. 22), S. 150 f.; Kluge, Friedrich (2002): Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache (Anm. 24), S. 104.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

selben Weise angezogen, primär in ihrer Konstellation als ›geborene‹ Spielpartner wahrgenommen, ähnlichen Erwartungen ausgesetzt und dadurch in ihrem Rollenverhalten als Zwillinge fortlaufend verstärkt. Das kann sich unter bestimmten Umständen auch auf ihre sprachliche Sozialisation und ihr kommunikatives Verhalten untereinander oder gegenüber Dritten auswirken.

Beobachtungen zur sogenannten Zwillingssprache, wie sie schon von den deutschen Sprachpsychologen Clara und William Stern (1928) oder dem dänischen Linguisten Otto Jespersen vorgetragen wurden, haben nämlich darauf aufmerksam gemacht, dass die starke Konzentration von Zwillingsgeschwistern aufeinander, besonders wenn eine Vernachlässigung seitens der primären Bezugspersonen, z. B. von den Eltern, hinzukommt, zu gewissen Entwicklungsverzögerungen im Spracherwerb,[26] aber auch zur Ausbildung einer zumindest temporären Geheimsprache (Kryptoglossie) führen kann, die von ihrer Umgebung dann nicht oder nur mit Mühe verstanden wird. Die Beispiele, die hier angeführt werden, betreffen besondere Adressierungen, z. B. gleiche Bezeichnungen für bestimmte Bezugspersonen oder Kosenamen, spezielle Nominationen für häufig genutzte bzw. affektiv besetzte Gegenstände des alltäglichen Gebrauchs und vor allem ähnliche Abwandlungen, z. B. Vereinfachungen von Wörtern der Erwachsenen, die Zwillinge zu imitieren versuchen und sich dabei gegenseitig vermitteln.[27] Aber auch im kommunikativen Verhalten kann es zu speziellen Formen eines komplizierteren Zusammenwirkens kommen wie zu häufigem simultanen Sprechen oder zu sequentiellen, kooperativ oder oppositiv intendierten Antworten auf sprachliche Initiativen von Seiten der Erwachsenen.[28]

26 Oksaar, Els (1977): Spracherwerb im Vorschulalter. Einführung in die Pädolinguistik. Stuttgart u. a.: Kohlhammer, S. 110 f.

27 Vgl. Stern, Clara / Stern, William (1928): Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung. 4., neubearb. Aufl. Leipzig: Barth, S. 294 f.; auch Crystal, David (1987): The Cambridge Encyclopedia of Language. Cambridge: University Press, S. 247; Crystals Beispiel der Zwillinge *Poto* und *Cabenga* [Selbstbezeichnungen für *Grace* und *Virginia*] zeigt darüber hinaus, dass auch ganz spezielle Sprachmischungen (hier: von Englisch und Deutsch) zur Privatsprache der beiden gehören. Vgl. auch Zazzo, Réné (1960): Les jumeaux, le couple et la personne. Tome II: L'individuation psychologique. Paris: Presse de Univ. de France; Mittler, Peter Joseph (1971): The Study of Twins. Harmondsworth: Penguin (Penguin science of behaviour, abnormal and clinical psychology); Rathmayr, Reinhard (2000): Zwillinge in der griechisch-römischen Antike. Wien u. a.: Böhlau (Alltag und Kultur im Altertum 4); Frey, Barbara (2006): Zwillinge und Zwillingsmythen in der Literatur. Frankfurt a. M. / London: IKO.

28 Crystal, David (1987): The Cambridge Encyclopedia of Language (Anm. 27); Savić, Svenka (1976): The Functioning of Twin Language in Adult-Child (Preliminary Observations on Serbocroatian Material). In: Drachman, Gaberell (Hg.): Akten des 1. Salzburger Kolloquiums über Kindersprache. Tübingen: Narr (Salzburger Beiträge zur Linguistik 2), S. 303–314, hier S. 311.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Für ungleichaltrige Geschwister gilt das jedoch nicht, selbst wenn sie sich besonders eng miteinander verbunden fühlen. So meinen wir, wenn wir heute von den *Gebrüdern Grimm* sprechen (vgl. oben Anm. 12), meist nur die älteren Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, die ihre lebenslange Wohn- und Arbeitsgemeinschaft von der Kindheit bis zum Tode immer wieder als herausgehobene Brüderbeziehung verstehen wollten, obwohl die Unterschiede zwischen ihnen doch unübersehbar waren. Jacob Grimm hat dann zwar die Brüderbeziehung zwischen beiden in seiner Akademierede auf den verstorbenen Bruder Wilhelm postum als Grundlage menschlichen Zusammenlebens gefeiert,[29] aber zugleich nachdrücklich die Differenzen zwischen ihnen herausgestellt, und sein Bruder Wilhelm hat ihr Verhältnis zueinander in einem Brief an Achim von Arnim sogar als »innere Einigkeit der Gegensätze« charakterisiert.[30]

So gab es sicher auch sprachliche Gemeinsamkeiten zwischen ihnen, die auf die Vorgaben der Eltern, vergleichbare Kindheits- und Schulerfahrungen, Einflüsse des sprachlichen Raums, in dem sie ihre Jugendjahre verbrachten, auf ähnliche (z. B. altertumskundliche) Interessen, ihre parallele universitäre Lehrtätigkeit oder auf die enge Zusammenarbeit an gemeinsamen Projekten (z. B. Kinder- und Hausmärchen, Deutsches Wörterbuch) zurückgeführt werden können, wie z. B. der dialektale (hessische) Einschlag,[31] die Neigung zum Archaisieren[32] oder der akademische Jargon. Aber auch hier dürften charakteristische Unterschiede zu erwarten sein, die jedoch bisher nicht untersucht wurden. Denn Jacob Grimms Stil war zwar schon seit Karl Gustav Andresen (1869) mehrfach Gegenstand von Beschreibungen, bedarf aber heute sicher vertiefter Analysen,[33] und Wilhelm Grimms Arbeitsweise wurde wohl immer wieder von der seines Bruders abgehoben,[34] doch sein Sprachstil in solchen Zusammen-

29 Grimm, Jacob (1860): Rede auf Wilhelm Grimm [1860]. In: Wyss, Ulrich (Hg.): Jacob Grimm. Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen. München: dtv 1984, S. 64 – 77, hier S. 64 f.

30 Vgl. Martus, Steffen (2009): Die Brüder Grimm – Eine Biographie. Berlin: Rowohlt, S. 169. Das gilt in vieler Hinsicht auch für andere bekannte Brüderpaare, in der Lebenszeit der Grimms z. B. für die Schlegels und Humboldts. Vgl. Karlauf, Thomas (Hg.) (1994): Deutsche Brüder. Zwölf Doppelportraits. Berlin: Rowohlt.

31 Vgl. Schoof, Wilhelm (1956): Die hessische Redeweise der Brüder Grimm. In: Muttersprache 66, S. 394 – 398. Wie das sprachliche Leben im häuslichen und geselligen Alltag der Brüder aussah, können uns wenigstens annähernd die mit exemplarischen Äußerungen versehenen Karikaturen des Malerbruders Ludwig Emil Grimm vermitteln. Vgl. Graepler, Carl (1985): Louis, der jüngste der Brüder. Graphik von Ludwig Emil Grimm 1790 – 1863. Ein Album. Marburg: Universitätsmuseum für Kunst und Kulturgeschichte.

32 Vgl. Andresen, Karl Gustav (1869): Über die Sprache Jacob Grimms. Leipzig: Teubner, S. 7, S. 286.

33 Vgl. Denecke, Ludwig (1971): Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm. Stuttgart: Metzler (Sammlung Metzler 100), S. 104 f.

34 Vgl. auch Henne, Helmut (2006): »mein bruder ist in einigen dingen […] abgewichen«. Wilhelm Grimms Wörterbucharbeit. In: Henne, Helmut: Reichtum der Sprache. Studien zur

© V&R unipress GmbH, Göttingen

hängen nicht näher mit dem Stil seines Bruders verglichen. Jacob selbst sprach lediglich von Wilhelms »weicherer Feder« oder von seiner »milden, gefallenden darstellung«.[35]

4. Paarbildung als Herstellung von sprachlicher Gemeinsamkeit

Paarbildung in Liebe, Ehe und Partnerschaften setzt zwei Individuen mit spezifischer Identität, ihre Begegnung und gegenseitige Wahrnehmung sowie zunächst ein minimales Interesse aneinander voraus. Dieses Interesse kann vielfältig (z. B. durch Überraschung, Neugier, körperliche oder mentale Attraktivität) motiviert sein und wird dann fortlaufend durch Interaktion zwischen den Beteiligten verändert, etwa verfestigt oder weiter entwickelt. Es kann aber auch dadurch wieder in Frage gestellt oder sogar aufgehoben werden. Dafür stehen unterschiedliche Modalitäten zur Verfügung: Am Anfang mögen für die Paarbildung Blicke oder der bloße Austausch bestimmter Gesten ausreichen, die auch später noch für längst etablierte Paarbeziehungen bedeutsam sein können. Ab einem gewissen Stadium der Kontaktnahme wird dann jedoch sprachliche Kommunikation notwendig, selbst wenn sie später in älteren und / oder ›guten‹ Beziehungen bisweilen stark reduziert wird, weil es im Alltag immer wieder gelingt, sich nahezu ›wortlos‹ miteinander zu verständigen.[36] Gelingende sprachliche Verständigung kommt freilich, wie gerade Paare im komplizierten Prozess ihres Zusammenwachsens lernen müssen, nicht bloß durch wechselseitigen Austausch von Informationen zustande, sondern bedarf koordinativer

Germanistik und Linguistik. Hg. v. Jörg Kilian und Iris Forster. Tübingen: Niemeyer, S. 101 – 112; Schmidt, Hartmut (1994): Die Brüder Grimm. In: Karlauf, Thomas (Hg.): Deutsche Brüder (Anm. 30), S. 164 – 196, hier S. 191.

35 Vgl. Andresen, Karl Gustav (1869): Über die Sprache Jacob Grimms (Anm. 32), S. 7. Wilhelms besonderer Märchenstil wurde ebenfalls immer wieder herausgestellt, da aber sein Bruder Jacob sich an den späteren Ausgaben der »Kinder- und Hausmärchen« nicht mehr beteiligte, war hier ein Vergleich ebenfalls nicht möglich.

36 Vgl. Lewitscharoff, Sibylle (2011): Blumenberg. Berlin: Suhrkamp, S. 198: »Er [i. e. Blumenberg] lebte mit ihm [i. e. dem Löwen] wie in einer uralten Ehe. Worte waren nicht nötig, man verstand sich auch so. Zugleich wurde der Umgang etwas lax. Ein Schlendrian im Wechsel von Vergessen, Übersehen und Wiederaufmerken stellte sich ein.« – Zum Schweigen auch als interkulturell differenzierte Form von Kommunikation vgl. Stedtje, Astrid (1983): »Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen« – Über kulturbedingtes, kommunikatives und strategisches Schweigen. In: Rosengren, Inger (Hg.): Sprache und Pragmatik. Lunder Symposium 1982. Stockholm: Almquist & Wiksell International (Lunder germanistische Forschungen 55), S. 7 – 35. Zur Ambivalenz der ›stummen‹ Liebe vgl. auch Leisi, Ernst (1990): Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung. 3., durchges. Aufl. Heidelberg / Wiesbaden: Quelle & Meyer (UTB 824), S. 14.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Prozesse auf mehreren Ebenen und ständiger Rückkontrollen zwischen den beiden Beteiligten, auch ihrer latenten Partnervorstellungen, da in solchen, gleichsam aufschließenden Begegnungen neben kognitiven stets auch emotionale und soziale Aspekte von großer Bedeutung sind.[37]

Dabei ist davon auszugehen, dass jede / jeder der beiden Beteiligten vor der ersten Begegnung bereits einen eigenen, familiär und darüber hinaus sozial begründeten Kommunikationsstil entwickelt hat und diesen in die neue Beziehung miteinbringt.[38] Schematisch mag es dabei drei durchaus miteinander kombinierbare Möglichkeiten geben, diese unterschiedlichen Stile zugunsten einer angestrebten Herstellung von Gemeinsamkeit miteinander zu ›verrechnen‹, z. B.

- durch Anpassung des einen Stils an den anderen, bis hin zur (eher seltenen) Aufgabe eines Stils, z. B. bei starker Dominanz eines Partners / einer Partnerin;
- durch Ausbildung von Verfahren der additiven oder komplementären Nutzung beider Stile, was aber die Bearbeitung von Konflikten nicht unbedingt leichter macht;
- durch (partielle) Entwicklung eines neuen gemeinsamen Stils, der die besondere, enge Zusammengehörigkeit des Paares nach innen wie nach außen hin demonstrieren und fördern kann.

Letzteres trifft vor allem auf Kosenamen und bestimmte Formen von »Intimsprache«,[39] jedoch auch auf Neubildungen oder Umkodierungen von Wörtern zu, die aus einem besonderen aktuellen Ausdrucksbedürfnis entstanden sind, dann aber als Elemente einer »Geheimsprache« dieser Zweierbeziehung beibehalten werden. So benutzte ein Paar den Ausdruck **öffig* (als Kontamination von *affig* und *öffentlich*), um damit nur für sich aufdringliche Personen zu bezeichnen, oder die Bezeichnung **Lamatriebe*, um damit aggressive Neigungen bestimmter Personen zu kennzeichnen.[40] Ebenso können bestimmte Kollokationen oder stereotypisierte Phrasen zu Elementen eines solchen Privatcodes

37 In diesem Zusammenhang sei auf neuere Forschungsarbeiten zur ›communication accomodation theory‹ hingewiesen. Vgl. z. B. Thimm, Caja (1998): Partnerhypothesen, Handlungswahl und sprachliche Akkomodation. In: Henn-Memmesheimer, Beate (Hg.): Sprachliche Varianz als Ergebnis von Handlungswahl. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 198), S. 49 – 63 [mit weiteren Literaturhinweisen].

38 Dabei können die jeweils mitgebrachten stilistischen Eigenarten von Ehepartnern sowohl positive wie negative Funktionen erfüllen. Literarische Beispiele für Familienstile finden sich in der Literatur etwa bei Menasse, Eva (2005): Vienna. Köln: Kiepenheuer & Witsch, z. B. S. 32; oder durchgehend bei Kempowski, Walter (1971): Tadellöser & Wolff. Ein bürgerlicher Roman. München: Carl Hanser.

39 Leisi, Ernst (1990): Paar und Sprache (Anm. 36), S. 17.

40 Ebd., S. 40.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

werden oder spezielle Abkürzungen dienen als Chiffren bzw. zu Anspielungen,[41] die nur die Eingeweihten auflösen können. Und vielfältige spielerische Abwandlungen sind ohnehin ein beliebtes Mittel, um eine besondere Nähe und Verbundenheit zu signalisieren. Leisi verweist hierfür z. B. auf Mozarts kreative Liebesbriefe oder auf literarische Beispiele wie die Dialoge des Liebespaars in Kurt Tucholskys Erzählung »Rheinsberg« (1912), die reiches Anschauungsmaterial liefern.[42]

Auch die spezifische Nutzung innersprachlicher Varianten oder Stilmuster kann eine gewisse Gemeinsamkeit von zwei Personen fördern, was zumindest für die frühe Phase enger Beziehungen produktiv sein mag: So werden in Liebesbriefen manchmal dialektale oder soziolektale Mittel als Elemente einer ›Nähesprache‹, manchmal auch ›indirekte‹ Ausdrucksweisen wie eine Art ›Amtsstil‹ oder altertümliche Sprachformen verwendet,[43] die hier aber nicht distanzierend, sondern vereinnahmend wirken sollen. Ebenso zu beobachten ist der spontane Wechsel in Fremdsprachen (language shifting) oder der Gebrauch von Hybridformen (Pidginisierung) als »Spielsprache«, die den Zusammenhalt fördern können.[44] Dass bestimmte Sprachhandlungen wie Komplimentieren oder Necken, aber auch gemeinsames ›Lästern‹ oder bewusste Tabuverletzungen geeignet sind, vorhandene Bindungen zu festigen, ist ohnehin bekannt. Nicht zuletzt kann eine besondere Zweisamkeit durch wiederholten Bezug auf gemeinsame Erfahrungen und Erlebnisse bzw. durch deren häufig wiederholte sprachliche Verhandlung in unterschiedlichen Kontexten begründet werden. Selbst routinierte oder auch ritualisierte Formen sprachlicher Auseinandersetzung können sich dabei – trotz der damit verbundenen Kritik (*Immer die alte Leier!*) – positiv auf den Zusammenhalt einer Paarbeziehung auswirken.

41 Zur Technik von Anspielungen vgl. generell Wilss (1989), der diese Phänomene aber nur an Texten der Massenkommunikation untersucht. Wilss, Wolfram (1989): Anspielungen. Zur Manifestation von Kreativität und Routine in der Sprachverwendung. Tübingen: Niemeyer. Anspielungen können aber auch als gemeinsamer Bezugspunkt in ehelichen Streitgesprächen eine wichtige Rolle spielen. Vgl. dazu Leisi, Ernst (1990): Paar und Sprache (Anm. 36), S. 56, S. 116.

42 Vgl. ebd., S. 34, S. 51. Dass damit oft eine Art Verkindlichung verbunden ist, wird von Tucholsky ausdrücklich festgehalten: »Ihr [i. e. Claires] Deutsch war ein wenig aus der Art geschlagen.« Vgl. Tucholsky, Kurt: Rheinsberg: Ein Bilderbuch für Verliebte. In: Gerold-Tucholsky, Mary / Raddatz, Fritz J. (Hg.): Gesammelte Werke. Bd. 1: 1907 – 1918. Reinbek: Rowohlt 1985, hier S. 52. Zu Mozarts Stil vgl. Reiffenstein, Ingo u. a. (1993): Sprachvariation in den Briefen der Familie Mozart. In: Mattheier, Klaus u. a. (Hg.): Vielfalt des Deutschen. Festschrift für Werner Besch. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang, S. 361 – 381.

43 Roger Willemsen bringt das schön auf den Punkt, wenn er sagt: »Wer liebt, wechselt das Jahrhundert.« Vgl. Willemsen, Roger (2005): Kleine Lichter. Frankfurt a. M.: S. Fischer, S. 5.

44 Piller, Ingrid (2002): Bilingual Couples Talk. The Discursive Construction of Hybridity. Amsterdam: Benjamins (Studies in bilingualism 25).

© V&R unipress GmbH, Göttingen